

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 32

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor: Vogel, Bodo M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztein von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 16

„Und Professor Krusius. Er weiß auch nichts?“

„Nein.“

Thea fand es an der Zeit, zu gehen.

„Dann ist ja alles gut,“ sagte er, „und ich brauche nichts zu befürchten. Vielen Dank. Nach der Operation rufe ich noch einmal an.“

„Ja, tun Sie das.“

Es war wohl etwas in Theas Blick, das ihn zwang noch etwas zu sagen.

„Es ist nun alles ganz anders gekommen, als wir uns das vorgestellt hatten,“ meinte er. „Alles war so schön, und wir hatten uns unsere Zukunft wunderbar ausgemalt. Und nun —“ Auf einmal waren Tränen in seinen Augen. „Es ist meine Schuld,“ fuhr er fort. „Es ist meine Schuld. . .“

Er ging mit gesenktem Kopf fort. Thea hielt ihn nicht zurück. Was sollte sie ihm auch sagen. Er hatte recht.

Er war ihr im Grunde nicht sympathisch, er war kein Mann und sein Verhalten empörte sie. Und geradezu unbereitlich und beleidigend war ihr der Gedanke, daß Charlotte ausgerechnet ihn Professor Krusius, vorgezogen hatte — —

Um sechs Uhr morgens trat eine Änderung im Befinden Charlottes ein, und es war offensichtlich, daß nunmehr die Operation nicht mehr länger hinausgeschoben werden konnte. Professor Merkholt, Krusius' erster Assistent, und ein anderer Chirurg der Klinik waren schon anwesend. Krusius rief selber noch einmal in der Wohnung von Erdmannsdorf an. Der Kollege hatte wegen unvorhergesehener Umstände seine Rückkehr hinausschieben müssen, und er konnte daher wegen der weiten Entfernung unmöglich zur Stelle sein. Er, Krusius, mußte also allein operieren. Er war auch die einzige qualifizierte Persönlichkeit dazu, und Dr. Lessien, der neben ihm am Telefon stand, fasste die allgemeine Ansicht in die Worte zusammen:

„Ich glaube kaum, daß Erdmannsdorf mehr erreichen kann, als Sie selbst, verehrter Herr Professor. Wenn jemand in diesem Fall ein Wunder vollbringen kann, wären Sie es.“

„Aber ich — — ich — —“

Krusius beendete den Satz nicht. Er hatte ein würgendes Gefühl in der Kehle, und es war unmöglich, weiterzusprechen. Gewiß, er hätte nicht gezögert, wenn eine andere Patientin in Betracht gekommen wäre, nicht einen Augenblick hätte er gezögert. Nun zwangen ihn die Umstände dazu, selber die Operation vorzunehmen. Es gab keine andere Möglichkeit. Jede Minute war kostbar.

„Ist alles fertig?“ fragte er.

„Ja, die Patientin ist schon hinüber gebracht worden und im Narbenraum ist auch schon alles vorbereitet. Dr. Hansen ist dort . . .“

„Gut. Dann soll Dr. Hansen anfangen. In zwanzig Minuten bin ich im Operationsaal.“

Er ging überstürzt in sein Zimmer, wo Christian Berkenfeld und Frau warteten.

„Sie . . . Sie beginnen jetzt mit der Operation, Bernhard?“ fragte Berkenfeld.

„Ja.“

„Gleich?“

„In einigen Minuten.“

Christian Berkenfeld holte tief Atem. „Ich habe von den anderen gehört, daß, wenn jemand unser Kind retten kann, Sie es wären, lieber Bernhard. Nun will ich Ihnen einmal etwas sagen. Wir — das heißt Emma und ich — — wir haben darüber gesprochen — —“ Er nickte seiner Gattin zu. „Also — hm — — Ich kann mir vorstellen, wie schwer so eine Operation ist. Und darum — — darum will ich die Kosten auch jetzt gleich bezahlen.“

„Ich habe an zehntausend Mark gedacht und hier, mein lieber Junge, hier — —“

Während er sprach, traf Krusius noch verschiedene Vorbereitungen. Es war ihm, als käme Berkenfelds Stimme aus weiter, weiter Ferne, trotzdem er genau jedes einzelne Wort verstand. Er bot ihm zehntausend Mark an, er hielt sein Scheckbuch in der Hand und suchte verzweifelt nach seinem Füllhalter.

Wie taktlos das alles war, dachte Krusius, und wie unnötig. War es ihm denn um das Geld zu tun, wenn Charlottes Leben auf dem Spiele stand? Das Leben der Frau, die er über alles liebte?

Krusius verpürte Lust in sich, dem korpulenten Mann die Wahrheit ins Gesicht zu schreien, ihm seinen Scheck vor die Füße zu werfen. Aber Krusius gab diesem Impuls nicht nach. Er sah Christian Berkenfeld nur an, und diesem blieben die Worte im Munde stecken.

Berkenfeld war ein rücksichtsloser Geschäftsmann. Man erzählte, daß er viele Leute durch seine Spekulationen zugrunde gerichtet hat. Sie hatten gebettelt und gefleht, aber er hatte ihnen keine Gnade gewährt. Er war ein Mann, der über Leichen ging.

Doch — jetzt war kein Zweifel darüber, daß Christian Berkenfeld bis in den letzten Winkel seines Herzens aufgerüttelt war und um das Schicksal seines geliebten Kindes bangte. Die Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, sein Gesicht war verzerrt und seine Hände zitterten. Wahrscheinlich hatte er Krusius' Gedanken erraten, denn er sagte:

„Vielleicht hätte ich nicht so sprechen sollen, mein Junge. Vielleicht habe ich etwas gesagt, was ich nicht hätte sagen sollen? Tut mir leid, tut mir aufrichtig leid. Ich meine es ja nur gut.“

„Ich weiß — — Und ich auch.“

Die beiden Männer drückten sich die Hand, und Frau Berkenfeld umarmte Krusius und beneigte seine Wangen mit ihren Tränen.

Krusius nahm rasch Abschied und ging durch den langen Korridor nach dem Operationsaal. Für heute waren noch zwei Operationen anberaumt, doch Krusius mußte sie dem Kollegen Merkholt überlassen. Krusius ging in den kleinen Nebenraum des Operationsaals, wusch und desinfizierte die Hände und Arme und kleidete sich an.

Professor Merkholt sah zur Tür herein.

„Alles bereit, lieber Kollege.“

Und Krusius folgte in den Operationsaal.

Erst über zwei Stunden später konnte Charlotte in das für sie bestimmte Einzelzimmer gebracht werden, das der Aufsicht der Oberschwester unterstand. Dr. Hansen unterhielt sich mit ihrem Kollegen Lessien, der selbst der Operation nicht hatte beiwohnen können, sich aber lebhaft für den Ausgang interessierte.

„So in Form wie heute war er selten“, sagte sie. „Nur in den ersten Minuten war er etwas schwach, dann hat er sich zusammengerissen. Er muß das Wunder bewerkstelligt haben.“

„Das Wunder?“

Dr. Lessien zuckte die Achseln. Er war allen Kollegen und Kolleginnen als Skeptiker und Zyniker bekannt, aber jetzt äußerte er seine Zweifel an dem Erfolg der Operation in so frischen Worten, daß Thea ihn anschrie.

„Nein, das ist nicht wahr. Sie müssen immer etwas auszusehen haben. Sie wird leben. Sie muß leben. Wie können Sie sich erlauben —“

Dr. Lessien legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Jetzt werden Sie hysterisch, Kollegin“, sagte er freundlich, „Sie täten gut daran, sich etwas Ruhe zu gönnen.“

„Nein.“

„Ihre Dienstzeit ist um zwei Stunden überschritten, soweit ich orientiert bin. Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich schlafen. Ich meine es ja nur gut.“

„Entschuldigen Sie“, sagte sie, nach einem raschen Blick nach der Uhr. „Vielleicht haben Sie recht, Lessien. Ich will mich bei ihm abmelden und dann gehen.“

Kurz darauf trat sie in Krusius' Zimmer. Er hatte sich schon umgekleidet und kam Thea mit herzlichen Worten des Dankes für ihre Hilfe entgegen. Sie habe nur ihre Pflicht getan, erwiderte sie. Und sie habe sie gern getan, fügte sie hinzu, denn sie rechne es sich immer als besondere Ehre an, als bescheidene Assistentin bei seinen Operationen mitwirken zu dürfen.

„Und heute war es wieder ein großer Erfolg, Herr Professor“, sagte sie.

Er machte eine nervöse Handbewegung.

„Nein“, erwiderte er. „Sie irren sich. Es war ein Fehlenschlag.“

„Das dürfen Sie nicht sagen, Herr Professor.“

„Ich habe das Gefühl, daß es ein Fehlenschlag ist“, wiederholte er. „Wir werden das erst in einigen Stunden feststellen können. Aber, ich fürchte, es ist so. Und wenn es wirklich so sein sollte, dann — —“

Er sprach nicht weiter und sah zur Seite.

„Was auch eintreten mag“, sagte Thea mit Überzeugung, „Sie, Herr Professor, werden immer die Gewißheit haben können, Ihr Bestes geleistet zu haben.“

Da er nicht antwortete, fragte sie, ob ihre Anwesenheit noch erforderlich wäre. Er verneinte. Es war nichts Wesentliches mehr zu sagen, denn Herr Berkenfeld und seine Frau kamen herein. Sie wollten wissen, wie die Operation verlaufen war. Ob nun alles in Ordnung sei, und wann Charlotte wieder entlassen werden könnte.

Sie dankten Krusius in überschwänglichen Worten für seine Hilfe, und nur Thea begriff, wie sehr ihn diese Worte quälten.

Thea zog sich zurück und ging nach Hause. Sie hatte keinen Appetit zu frühstücken, aber sie nahm ein Bad, so heiß sie es ertragen konnte, und dann ging sie in ihr Schlafzimmer. Dr. Ilse Runge war schon fort. Thea ging zu Bett, aber, obwohl sie sonst immer wie auf Kommando schlafen konnte, heute schlief sie nicht gleich ein.

Ihr Gehirn arbeitete noch, und ihre Gedanken lenkten sich ganz von selbst auf Professor Krusius.

Wie groß seine Liebe war, und wie sehr er zu bedauern war, weil ihm die Wahrheit verborgen blieb. Wenn er den Brief Charlottes gelesen, vor der Operation gelesen hätte — was dann geschehen wäre, vermochte sich Thea nicht vorzustellen. Nein, er durfte es nie erfahren.

Heinz Röttgers war ein Schwächling, kein verantwortungsbewußter Mann, aber er war jung und hübsch — — und das hatte Charlotte, die selbst eine oberflächliche Natur war, gefallen.

Thea dachte über alle diese Dinge nach, und dann fiel sie endlich in tiefen Schlaf, und sie wachte erst nach vollen zehn Stunden wieder auf. Sie brauchte erst einige Minuten, bis sie ihre Gedanken gesammelt hatte und wußte, wo sie war.

Dann aber sprang sie aus dem Bett, wusch sich und zog sich rasch an. Sonst wäre ihr erster Weg jetzt in ein Lokal gewesen, in dem sie zu essen pflegte, aber heute ging sie vorerst in die Klinik. Sie wollte hören, was inzwischen vorgefallen war und wie es Charlotte Berkenfeld ging.

Dr. Lessien, der schon wieder im Dienst war, erzählte es ihr.

Thea traf ihn in der Halle, und er sah gegen sonst sehr ernst aus. Als er auf sie zukam, und bevor er überhaupt den Mund geöffnet hatte, durchfuhr Thea ein Schreck und sie wußte, was er sagen würde.

Sie wußte, daß Professor Krusius, wie er selbst vorausgesagt, den Kampf verloren hatte.

„Haben Sie schon gehört, Kollegin?“ fragte er.

„Ich habe noch nichts gehört“, erwiderte sie. „Aber ich weiß es. Ich sehe es an Ihrem Gesicht. Wann — — wann ist es geschehen?“

„Vor einer Stunde ungefähr“, erklärte Lessien. „Charlotte Berkenfeld erwachte gerade aus der Narkose, und Krusius und die Verwandten waren da. Sie schien alle zu erkennen, sprach aber nichts. Und dann verschied sie — — so wie ein Kind einschläft.“

„Und der Professor?“

„Er ist jetzt noch dort und ganz zusammengebrochen. Der Fall war ja aussichtslos, wie ich gleich vermutet hatte. Krusius hat sich natürlich nichts vorzuwerfen. Er hat alles getan, was in seinen Kräften stand. Nur ein Wunder hätte sie retten können. Und Wunder kann man nicht erzwingen.“

Thea sah ihn an und nickte.

„Ja, Sie haben recht. Wunder kann man nicht erzwingen. Es ist — — es ist tragisch für ihn.“

Dr. Lessien entfernte sich, und Thea hätte nun eigentlich zum Essen gehen können — sie hatte frei — aber ihre Schritte lenkten sich ganz unwillkürlich in die chirurgische Abteilung.

Professor Krusius hatte also den Kampf verloren, und das Wunder, das er erzwingen wollte, war nicht geschehen.

Doch — — wie oft geschehen denn Wunder in dieser großen Klinik. Im Denken des Arztes war für dieses Wort eigentlich kein Platz, und die Verleihung Charlottes war ebenso schwer gewesen, daß alle Bemühungen des Chirurgen von vornherein aussichtslos waren. Solche Fälle waren alltäglich und — — was sollte man dagegen tun? Sich auflehnen? Das hatte man längst verlernt. Man fügte sich in das Unabänderliche und ertrug es.

Das war Theas Stellungnahme schon längst gewesen, und doch ging sie wie im Traum weiter und überraschte sich auf einmal, wie sie mitten in ihrer Krankenabteilung stand, in der sie heute gar nicht anwesend zu sein brauchte. Sie wollte rasch umkehren, doch Frau Steinbach, die im letzten Bett lag, rief sie an.

„Ist es denn wahr, Fräulein Doktor?“ fragte sie.

„Was?“

„Das mit Fräulein Berkenfeld, der Verlobten von Herrn Professor Krusius? Ist es wahr, daß ihm die Operation mißglückt ist?“

Thea starrte Frau Steinbach an. Die Neuigkeiten schienen in der Klinik sehr schnell herumzukommen.

„Was haben Sie denn, liebes Fräulein Doktor?“ fuhr Frau Steinbach fort. „Sie sagen ja gar nichts?“

„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu sagen hätte“, erwiderte Thea abweisend. „Ich möchte nur wissen, woher — —“

„Die Oberschwester hat telephoniert und da habe ich es gehört“, erklärte Frau Steinbach. „Man hört da oft sehr interessante Dinge, wenn man aufpaßt.“

Thea nahm sich vor, gleich nachher die Schwester zu warnen. Jede Aufregung aus aufgefangenen Gesprächen mußte den Patientinnen erspart bleiben.

„Sonderbar, daß Professor Krusius die Operation mißglückt ist“, meinte Frau Steinbach. „Er ist also auch nicht unfehlbar, und ich danke Gott, daß mir die Operation erspart geblieben ist.“

In Theas Augen war ein Funkeln.

„Sie haben keinen Anlaß, Professor Krusius herabzusezen, Frau Steinbach“, sagte sie ruhig. „Er ist sehr gut zu Ihnen gewesen und — —“

„Ja, ja, gewiß. Ich wollte ihm auch keinen Vorwurf machen. Ich meinte nur so.“

Thea zuckte die Achseln und ging hinaus.

Beim Essen im Restaurant waren mehrere Kollegen und Kolleginnen anwesend, und das Gespräch drehte sich ganz allgemein um Professor Krusius.

„Es ist ein schwerer Schlag für den Chef“, sagte der Oberarzt. „Sein schlimmster Feind hätte ihm das nicht wünschen mögen. Nun, er hat seine Arbeit und seinen Pflichtentkreis, und er wird Trost darin finden.“

Trost! Ob er wohl Trost in seiner Arbeit finden würde, dachte Thea. Sie wünschte es ihm von Herzen.

Eine Kollegin fragte Thea um ihre Ansicht. Sie sei doch bei der Einlieferung der Patientin anwesend gewesen. Ob denn die Verlezung tatsächlich so schwer gewesen sei, daß die Operation ausichtslos sein mußte? Oder ob Krusius' Nervosität ...?

Thea merkte die Spitze hinter den Worten und erwiederte:

„Wenn Sie derartiges vermuten, dann fragen Sie doch bitte Professor Merkholz und die anderen. Jeder wird Ihnen bestätigen, daß Professor Krusius selten so gut in Form war wie heute früh. Nein, seine Nerven haben nicht versagt. Es ist ihm nicht der geringste Vorwurf zu machen.“

„Entschuldigen Sie nur, Hansen“, meinte die Kollegin, „es lag mir fern, eine Anklage zu formulieren, und ich freue mich, eine so beredte Fürsprecherin in Ihnen zu finden. Sie waren ja immer seine Favoritin ...“

Und der Oberarzt, der diese Bemerkung gehört hatte, sagte im scharfen Ton über den Tisch:

„Reden Sie keinen Unsinn, Kollegin. Sie wissen so genau wie jeder von uns, daß Krusius niemanden bevorzugt. Unsere verehrte Kollegin Hansen hat übrigens recht, die Operation ist glänzend verlaufen. Er ist das Opfer einer Tragödie, und wir bedauern das alle. Und nun“, schloß er energisch, „wollen wir von etwas anderem sprechen.“

Fortsetzung folgt.

Die Bundesfeier in Bern

begann eigentlich bereits mittags 12 Uhr auf dem Bundesplatz, wo sich eine Bataillonsmusik vor ihrer Fahne aufstellte und ihre besten Stücke in das strahlende Himmelsblau hinaufschmetterte. Von allen Seiten kamen, kaum waren die ersten Töne erklangen, die Leute sowie der halbe Bundesrat herbeigeströmt, um dieses klingende Hors d'œuvre riche begeistert mitzugehören. Die Stadt prangte in ihrem reichsten Blumen- und Flaggenschmuck, und die Sonne schien, als wollte sie ihre fortgesetzten Unterlassungsfünden der letzten Zeit mit ihrer ganzen Energie und Wärme auf einmal wieder gutmachen.

Schon mindestens eine Stunde zum voraus begann sich der Münsterplatz zu füllen, und als dann Punkt 17 Uhr die traditionellen 22 Kanonenschüsse des Artillerievereins erdröhnten, staute sich die Volksmenge bis weit in die Herrengasse und Käfflergasse hinein. Das Münsterhauptportal versuchte seine 4000 Sandfäße möglichst hinter gut eidgenössischem und bernischem Fahnenstuch zu tarnen. Davor scharte sich der mächtige Fahnenwald der Vereine und Bünde um die Rednerkanzel — ein auserlesen farbenfrohes Bild, zu dem Sonne und Wind noch ihren ganz besonderen Segen beitrugen. Durch das ausgerechnet mitten auf dem Platz domizilierte Erlachdenkmal wurde dieser Genuss leider für gar viele Zuschauer wesentlich beeinträchtigt, in zwei Teile geschnitten. Die offizielle Feier umfaßte Vorträge der Stadtmusik, der Männerchöre des Kreisgesangsverbandes, der Infanterierekrutenchule II/3, sowie des Spiels dieser Schule. Die unpathetische Rede des Stadtpräsidenten Dr. Bärtschi bestach gerade durch das, was so vielen Festreden mangelt: Der tiefere Sinn und Gehalt. Dem Wunsche der Landesregierung entsprechend verlas das bernische Stadtoberhaupt zuerst die wesentlichen Teile des Bundesbriefes von 1291, um sich sodann kritisch und doch zukunftsgläubig mit den Grundformen des staatlichen Lebens auseinanderzusetzen und den Sinn des genossenschaftlichen Gedankens zu preisen, der unsern Volksstaat geformt hat. Wir müssen uns selber treu bleiben — der eidgenössische Brudersinn, der unser Land aus mancher Gefahr gerettet hat, wird auch die heute sich vor uns auftürmenden gewaltigen Schwierigkeiten überwin-

den, wenn wir uns geschlossen als ein Volk hinter die Landesregierung stellen.

Bern, auf dessen Initiative hin am 1. August 1891 der Gründungstag der Eidgenossenschaft zum erstenmal in der ganzen Schweiz festlich begangen wurde, ging auch vor mehreren Jahren wieder mit dem guten Beispiel voran, von diesem Tag an regelmäßig die jungen Staatsbürger, die im laufenden Jahr die Volljährigkeit erreichen, feierlich ins Aktivbürgerrecht aufzunehmen. Diesmal war der Jahrgang 1920 an der Reihe, und zwar zum erstenmal nicht nur die jungen Männer, sondern auch ihre Altersgenossinnen — zusammen 1800 (mit elf weiteren Gemeinden des Kantons etwa 3500), denen der Stadtpräsident eine besondere Ansprache widmete, worin er den Jünglingen (die fast zur Hälfte im Wehrkleid erschienen waren) die ihnen nun zustehenden politischen Rechte erläuterte und die Mädchen auf die Rechte hinwies, die ihnen die Gemeinde einräumt. Zuguterletzt vollzogen zwanzig Trachtenmädchen mit kräftigem Handschlag die Übergabe des Bürgerbriefes. Außer der Gemeindeordnung erhielten die Jungbürger auch noch Arnold Jaggis „Wir Eidgenossen“ und die Jungbürgerinnen die Schrift „Du Schweizerfrau“.

Unter den Klängen von „O mein Heimatland“ zerstreute sich der größte Teil der Menge, die andern blieben sitzen, weitere kamen dazu — und schließlich begann sogar, wenn auch mit gehöriger Verzögerung, die erste Vorstellung des Bundesfeierspiels „Grauholz und Neuenegg“, das Alfred Fankhauser eigens für diesen Zweck geschrieben hat. Dieses Spiel vom Untergang des alten Bern, das durch seine natürliche Sprache, durch klare gedankliche Formulierung und seine vielen Beziehungen zur Gegenwart ergriff, zeigte, packend gestaltet, die dramatische Auseinandersetzung zwischen Selbstvertrauen und Defaitismus und als Quintessenz die Lösung: Kampf bis zum äußersten, Kampf um jeden Preis. — Zum Nachtschluß gab's grün-rote bengalische Beleuchtung des Alarebeckens und allgemeines Gehuste bei denen, die den reichlich entwickelten Schweißfeldämpfen zu nahe kamen, sowie Flutlichtbestrahlung der öffentlichen Gebäude. —